

ALMLEBEN

Als Hiater auf der Hinterraineralm war ich kriegswichtiger denn als rasenabziehender Roboter auf dem Rossfeld. Daher wurde mir die vorzeitige Beendigung der Arbeit dort genehmigt. Mein erstmaliger Einsatz auf der Alm im Sommer 1940 hat mir das Prädikat „sehr brauchbar“ eingebracht. Mit Tilli, der ledigen Tochter des Bauern, teilte ich mir damals die Arbeit des Hiaters. Dazu muss man wissen, dass die Hinterraineralm den Bewirtschaftern sehr viel abverlangte, anders als die benachbarte gleichgroße Brandstattalm. Der Unterschied bestand in zweierlei: dem Gang der Kühe und der Betreuung der Kalbinnen. Die Brandstattkühe hielten sich im relativ flachen „Gwösch“ bis zum Steinbach auf, also nicht allzu weit vom Almgebäude, während sich die Rainer-Kühe viel im „Koglach“, im von Mulden („Sögen“), Latschen und Felsen gebildeten Gebiet oberhalb der Alm, ihr Gras suchen mussten. Sie zu holen vor dem Morgengrauen war zeitaufwändig, weil sie nicht immer beisammen lagen, oft unter den Latschen gesucht werden mussten und wegen des steinigen steilen Weges vorsichtig zur Alm zu leiten waren. Dazu kam, dass zwei „Annehmkühe“ vom Herzogbauer in Saalfelden nicht mit der Herde gingen, und wenn ich diese Kühe nicht fand, nochmals aufsteigen und sie suchen musste. Denn die eigenen Kühe durften nicht zu lange warten, sie hatten ihre Melkzeit.

Die Brandstatt-Kalbinnen waren auf der Abergalm und wurden vom Heimhof aus betreut. Die Hinterrainer-Kalbinnen sömmeren auf der Scheltau, hauptsächlich im Gebiet des Sonnkögerls, und waren jeden zweiten Tag mit Salz (Gleckert) zu versorgen, eine Tätigkeit, die Stunden in Anspruch nahm.

Sennerin war „Wabi“ (Schwabl Barbara), eine almerprobte Spitzenkraft, die wir sehr gerne mochten. Ruhig und überlegt ging sie ihrer Arbeit nach, nie gab es ein böses Wort, und das Essen, das sie uns vorsetzte, war immer gut. Tilli half ihr bei der Küchenarbeit und ging ihr auch beim Butterrühren und „Kasn“ an die Hand. War abends die Arbeit getan, hörten wir von Wabi so manches Lied. Ihr samtiger Alt eignete sich hervorragend für leicht melancholische Lieder. Eines davon musste wohl aus der Radetzky-Zeit oder aus dem Krieg 1870/71 stammen.

Die alte Almhütte, sie wurde 1941 abgerissen, hatte eine offene Esse mit Rauchabzug durch Dach und Spalten zwischen den Balken oder die Oberlichte der Tür. Im Allgemeinen funktionierte der Rauchabzug gut, nur bei gewissen Wetterlagen war der Rauch auch dann schwer ins Freie zu bringen, wenn man die Tür zur Gänze öffnete. Im hinteren Teil der Esse war der Kaskessel, der mittels Schwenkarm über das Feuer gehalten wurde. Die zum Käsen bestimmte Milch war auf 36 Grad zu erwärmen, erst dann durfte der Kessel von der Feuerstelle genommen werden. An so manchen Abenden, wenn es kühler zu werden begann, saßen wir im Kessel und ließen uns vom Feuer der Esse wärmen. Eine andere Zweckentfremdung für den Kaskessel gab es auch: das Jutebaden. Jute ist das Überbleibsel von der Magermilch, wenn der ausgeflockte Käseanteil entfernt wird. Sie galt als Schönheitsmittel und soll der Haut besondere Geschmeidigkeit verleihen. So manche Sennerin hat sich dieses Elixiers bedient, wenn männlicher Abendbesuch angesagt war. Mir hat's auch getaugt, aber genützt hat es nichts.

Geschlafen habe ich auf der „Huiern“, das ist ein Bretterboden oberhalb des Kuhstalls mit Heu als Unterlage, und mit einem „Goiter“ (schwere Decke) zugedeckt. Mich störte weder der Stallgeruch, noch die Wiederkäuengeräusche der Kühe. Ich schlief tief, bis mich die Sennerin, weit vor dem Morgengrauen, weckte.

Mit dem Nachbarhiater kam ich sehr gut aus. Die größte Hetz hatten wir beim „Waschen“. Darunter ist nicht die körperliche Reinigung zu verstehen, die wir weitgehend Wind und Wetter überließen, auch nicht das Reinigen der Wäsche, sondern das Ausbringen und Verteilen des Mistes auf das Gelände. Da es keine Einstreu gab, war es purer Dung, mit dem wir zu tun hatten. In die Dunggrube (Schargkasten) wurde so lange Wasser eingelassen, bis das Gemenge gerinnfähig war. In eigens dafür geschaffenen Waschgräben wurde der Dünger dorthin geleitet, wo er benötigt wurde. Es war nun den „niedereren“ Diensten überlassen, den Dung gleichmäßig zu verteilen. Dazu hatten wir als Werkzeug die Schargkrucken. Es dauerte nicht lange, bis wir den Dung nicht nur auf das Gelände verteilten, sondern auch uns nicht davon ausnahmen und gegenseitig bespritzten. Bei drei oder vier jungen Leuten ein harmloses, wenn auch nicht geruchsfreies Vergnügen. Allerdings konnten wir diesmal nicht auf Wind und Wetter warten, um wieder sauber zu werden. Aber wir hatten ja einen Brunntrog mit eiskaltem Wasser, den wir sonst nicht allzu oft aufsuchten.

Schuhgeschäfte und Schuhmacher haben an mir in der Almzeit nichts verdient. Ich war nur barfuß unterwegs, und schon nach wenigen Tagen habe ich vom Schotter und den Steinen am Weg und scharfkantigen Felsen nichts mehr gespürt. Leider ist mir die dicke Haut nicht geblieben. Später hätte ich die dicke Haut öfter gebraucht, wenn auch nicht auf den Füßen.

Der Almsommer 1942 forderte mich noch mehr, weil Tilli daheim benötigt wurde und wir nur mehr zu zweit die viele Arbeit zu bewältigen hatten. Mein üblicher Tagesablauf sah so aus: wecken zwischen 2.30 und 3.30 Uhr, anschließend die Kühe von ihren Weideplätzen holen und sie gemeinsam melken. In der Regel setzten wir uns bei 16 bis 18 Kühen zum Euter, reinigten dieses und ließen die Milch in den „Holzsöchter“ (Holzschaffel) sprudeln. In der Zentrifuge, die ich zu bedienen hatte, wurden Rahm und Magermilch getrennt. Inzwischen bereitete die Sennerin das Frühstück vor, das wir uns nach der hinter uns liegenden Arbeit schmecken ließen. Die Sennerin machte sich dann am Kaskessel zu schaffen, während ich mit dem Butterrühren beschäftigt war. Ab und zu artete das Drehen des Rührkübels zu einer langwierigen Angelegenheit aus. Bei gewissen Wetterlagen, wie zum Beispiel bei Föhn, wollte und wollte die Milch nicht „z'sammgehen“, also nicht ausflocken. Mit allen möglichen Tricks, wie Nachschütten kalten Wassers, ständiges Wechseln der Drehrichtung, gelang es schließlich, Butterstücke dem Kübel zu entnehmen.

Das „Schargen“ im Stall, das sich daran anschloss, wurde mit einer Schargkrücke besorgt. Der Stallboden wurde auf diese Weise von den Rückständen gesäubert, diese in die Scheibtruhe geschaufelt und im „Schargkasten“ entsorgt. Das Schargen durfte nicht oberflächlich geschehen, sonst wäre der Schermboden bald verdreckt gewesen. Welche Sorgfalt darauf verwendet wurde, mag man daraus ersehen, dass beim Hiaterfest im Wolfbachtal auf dem Stallboden getanzt wurde.

Der Schargkasten, die Dungstätte, stand zwischen Hinterraineralm und Brandstattalm und wurde von beiden benützt. Auf die Einfassung führte ein Brett, ebenso über den Schargkasten. Traf man beim Entleeren in den Schargkasten mit dem Nachbarhiater zusammen, ergaben sich immer einige Minuten für einen „Hoagascht“. Wir hatten mit den Brandstatthiatern, hießen sie Hans oder Ferd, immer beste Nachbarschaft, mit einer Ausnahme, der Aushilfe Rudl. Er war als Raufer bekannt und stänkerte ununterbrochen. Es hat nicht viel gefehlt und wir wären direkt über dem Schargkasten aneinander geraten, wobei zumindest einer von uns im knietiefen Kuhdreck gelandet wäre. Ich habe Rudl aus den Augen verloren, bis ich eines Tages als Bürgermeister verständigt wurde, Rudl sei als Fremdenlegionär bei einem Autounfall in Frankreich ums Leben gekommen. Es gehörte zu meinen Aufgaben, den Eltern diese traurige Nachricht zu überbringen.

Mit Brot und Käse versorgt, die Glectertasche umgehängt, machte ich mich auf den Weg zu den Kalbinnen. Bei guter Sicht konnte ich sie meist am Sonnkögerl und dessen Umgebung gut ausmachen. Gar wenn es recht heiß oder vor einem Gewitter war, fand ich sie zusammengedrängt im Blechwandscherm (den ich dann allerdings in den nächsten Tagen gründlich säubern musste). Bei Schlechtwetter oder gar bei Nebel war oft ein großer Zeitaufwand nötig, um alle mit Salz zu versorgen. Die Kalbinnen um die Trägerin der Glocke waren bald gefunden, die Tiere, die sich separierten, mussten mühsam ausfindig gemacht werden. Dabei war Erfahrung eine große Hilfe.

Hatte man sich davon überzeugt, dass kein Stück fehlte und keines an einer Unbill litt, war der Rückweg zum Mittagessen verzögert, wenn noch ein Zaun auszubessern oder ein Steig zu richten war. Es konnte schon passieren, dass man erst um 13.00 Uhr zum Mittagstisch kam. Allzu oft konnte dem ersehnten Nachmittagschlaf nicht gefrönt werden, denn vom Abriss des alten Gebäudes war eine Menge Holz vorhanden, das der Aufarbeitung harpte.

Aber auch sonst konnten Mittagessen und Nachmittagschlaf beeinträchtigt werden. Kommt doch eines Tages um die Mittagszeit die 14-jährige Hüterin von der Hinterriederalm am Spielberg angerannt. Am Spielberg hätten sich zwei Menschen verstiegen, könnten nicht mehr vor und zurück und riefen um Hilfe. Sie müssten gerettet werden. Ich lief zu meinem Mitschüler Ferd, Hiater auf der Brandstattalm, und zu dritt, mit einer 4 Meter langen Stange und Kälberstricken als Seile versehen, eilten wir, barfuß natürlich, in einer dreiviertel Stunde zum Einstieg. Leichtfüßig und des Kletterns einigermaßen kundig, hatten wir die beiden, eine Frau und einen Mann, bald erreicht. Mittels der Stange als Halt holten wir den Mann in kurzer Zeit in den sicheren Bereich, aus dem er sich grußlos entfernte. Die Bergung der Frau, die mit einem Kittel bekleidet war und direkt ober uns stand, gestaltete sich schwieriger. Das Problem war moralischer Natur: Im Religionsunterricht wurde uns beigebracht, einer Frau unter den Rock zu schauen, sei eine schwere Sünde. Ohne hinaufzuschauen und damit zwangsweise einen Blick unter den Kittel tun zu müssen, konnten wir sie aber nicht bergen. Weder Ferd noch ich wollten uns einer schweren Sünde schuldig machen. So beratschlagten wir hin und her von frechen Kommentaren unserer 14-Jährigen begleitet, bis sich Ferd ein Herz nahm und mit Blick nach oben die Rettung einleitete. Auch sie, die Gerettete, ist ohne Dank und Gruß von dannen gezogen. Später wurde uns zugetragen, dass es sich dabei um Eheleute handelte, aber mit jeweils einem

anderen Partner.

Um 15.00 Uhr wurden wieder die Kühe geholt, wenn sie wegen der Hitze nicht ohnedies im Scherm geblieben waren. Routinemäßig wurden sie zum zweiten Mal am Tag gemolken. Ab und zu kam es vor, dass die Sennerin Besuch hatte, hauptsächlich am Sonntag, sodass die Arbeit des Melkens aller Kühe mir alleine blieb. Trotz meiner Übung konnte ich bei so vielen Kühen einen Krampf in den Händen nicht immer vermeiden.

Sonntagsbesucher war auch Wartbichler Hans, aber nicht bei uns, sondern in der benachbarten Brandstattalm, wo die Tochter des Bauern, Lies, Sennerin war. Er hat sie dann auch geheiratet. Hans, groß, kräftig, war bei der Bahnpolizei mit schwarzer Uniform wie die SS, hatte mit dieser aber nichts zu tun. Wenn er in der Wegbiegung auftauchte, in schwarzen Hosen und wegen der Hitze mit freiem Oberkörper, stellte er ein Bild von einem Mann dar.

Hans, einer der Söhne des Brandstattbauern, verbrachte seinen Fronturlaub als Melker auf der Alm. Es war sein letzter.

Wenn die wichtigste Arbeit des Tages getan war, gab es noch eine Kleinigkeit, meist kalt, zum Essen. Um mir die Arbeit des nächsten Tages zu erleichtern, ging ich bei untergehender Sonne nachschauen, wo ich am nächsten Morgen die Kühe finden und am nächsten Vormittag die Kälber salzen werde. Am Kaltenbrunn kam mir bei einer solchen Nachschau die Kälberherde entgegen, unruhig, wie mir schien. Der Jungstier gebärdete sich besonders nervös, dauernd brüllte er und vertrat unruhig die Beine. Als ich ihm entgegenging, senkte er den Kopf, sodass es mir ratsam schien, ihm auszuweichen. Ich stieg an den Fuß eines kleinen Felswandls, das er nicht erreichen konnte. Das machte ihn erst richtig wild. Brüllend scharrte er mit den Vorderbeinen ein Loch in den Boden, mit den Hörnern warf er Erde und Steine hoch. Hätte ich damals Stierkämpfer in Spanien gesehen, ich hätte mich wie in einer Stierkampfarena gefühlt. Da er in seinem Wüten nicht nachließ, blieb mir nichts anderes übrig, als das Felswandl hinaufzuklettern und in der beginnenden Dunkelheit über das Koglach zur Alm zu gehen.

Bei den folgenden Kontakten war er wieder friedlich wie ein Lämmlein und tat unschuldig, als hätte er nie die Absicht gehabt, mich niederzustoßen.

Anders beim Brandstattstier. Ein Koloss mit sicherlich mehr als 800 Kilogramm, dem ich nach Möglichkeit respektvoll auswich. Er war nicht als böse bekannt, doch wenn er im dichten Nebel plötzlich vor mir auftauchte, schlug mein Puls höher. Tatsächlich hat er später seine Sennerin, die Marie, angegriffen und schwer verletzt. Es blieb nichts anderes übrig, als ihn zum Metzger zu bringen. Auch eine Nachbarsennerin, die Schmied Nanni auf der Adamalm, wo mein Schulfreund Wartner Helmut ein Jahr Hiater war, trug zeitlebens ein Mal von einer Stierattacke. Mit dem Horn hat er ihr die halbe Wange aufgeschlitzt, sodass die Narbe vom Mund bis fast in Augenhöhe blieb.

Ein schneereicher Sommer setzte den Kälbern besonders zu, weil zwei ihrer gewohnten Wege absturzgefährlich waren. Es handelte sich um den oberen und unteren Blechwandweg, wovon einer heute nicht mehr existiert. Schon bei 20 cm nassem Neuschnee waren die Steine auf dem schmalen Weglein kaum mehr auszumachen, die Tritte konnten nicht mehr sicher gesetzt werden und die Tiere waren einfach verunsichert. Bei solchen Situationen schien

es nicht geraten, die Tiere anzutreiben; man musste sie ihrem Rhythmus überlassen. Die gefährlichsten Augenblicke ergaben sich immer, wenn die ersten Tiere sichernd den Weg suchten und die hinteren, da sie schon eine ausgetretene Spur hatten, ungestüm nachdrängten und die führenden so außer Tritt brachten. In einem Sommer stürzten fünf Kälber ab. Wieder war ein solches Kalb tödlich abgestürzt. Ich musste den Bauern verständigen, der mit dem Knecht aufstieg, das Kalb ausweidete und zum Weg hinunterzog, von wo es am nächsten Tag mit dem Bergkarren ins Tal geführt werden sollte. Es dämmerte bereits, als ich nach den Kühen Ausschau hielt. Sie waren im Gwösch, in der Umgebung des toten Kalbes konzentriert. Neugierig, was das zu bedeuten habe, legte ich mich hinter einem Stein auf den Boden, damit sie mich nicht sehen. Fast auf Kommando formierten sie sich und bildeten eine halbkreisförmige Reihe. Der Stier voran, gingen sie zum Kalb, blieben kurz vor ihm stehen und machten den folgenden Platz. Was mich besonders frappte, dass sie in der Rangfolge gingen, wie sie im Stall angehängt waren, also nach dem Stier die Glockkuh, dann die nächst bessere und so fort. Was dann noch weiter geschah, war von mir nicht mehr zu sehen, denn inzwischen hatte die Finsternis jede weitere Beobachtung verhindert.

Gewitter sind auf der Alm ständige Begleiter. War es wieder einmal schwül heiß, sodass die Kühe schon am Vormittag mit hochgestelltem Schwanz in den Scherm drängten, mit dem Schwanz auf ihre Quälgeister einschlugen und mit energischem Schütteln des Kopfes die Fliegen von Augen und Nüstern schlugen, dann war für den Nachmittag ein Gewitter zu erwarten. Unangenehm wurde es, wenn sich hinter dem Spielberg eine Nebelbank bildete, der Himmel sich sandfarben verfärbte und im Tirolerischen schon die ersten Blitze zuckten. Dann war ein Hochwetter zu erwarten. Jedermann war froh, in der Hütte geschützt zu sein. Die ersten Donnerschläge, die ersten schweren Regentropfen, dann ging es los. Die Tropfen gingen in Hagel über, die auf das Dach trommelten. Blitze erhellten ununterbrochen den inzwischen finster gewordenen Raum, und der Donner rollte und verstärkte sich zwischen Hochbrett und Kuhfeldhörndl. Bei solchen Naturgewalten wurde die Wetterkerze angezündet, geweihte Kräuter wurden ins Feuer gelegt und gar manches Gebet wurde gesprochen.

Hatte sich das Gewitter in den Talkessel von Saalfelden verzogen, traten wir wieder vor die Tür. Die nun kühlere, gereinigte Luft tat dem Kopf gut, Hagelkörner, die der Alm winterliches Weiß verliehen, begannen zu schmelzen, die Blumen und Gräser richteten sich wieder auf und der Alltag konnte weitergehen.

Einem brutalen Gewitter war ich einmal am frühen Morgen, noch in der halben Nacht, ausgesetzt. Die Kühe fand ich unterhalb des Kreuzbodens auf einem mit einzelnen Bäumen bestandenen Hang. Die Äste der dicht bewachsenen Fichten reichten, wie in dieser Höhenlage bei Einzelbäumen üblich, bis auf den Boden. In Erwartung des Gewitters hatten sich die Kühe schutzsuchend unter diese Bäume geflüchtet. Kaum hatte ich angefangen, die Tiere aus ihrer Liegestatt herauszuholen, brach das direkt über mir stehende Gewitter aus. Ein ununterbrochenes Rollen wurde durch das zurückgeworfene Echo vom Sonnkögerl verstärkt. Alle paar Sekunden blendeten mich gelbgrün bis gelbviolett aufleuchtende Blitze. Im aufkommenden Sturm verband sich das Rauschen der Bäume mit dem Donner. Je heftiger das apokalyptische Treiben tobte, desto schwieriger wurde es, die liegenden Tiere zum Aufstehen zu

bewegen. Ich glaubte nämlich, auch unter diesen Umständen meiner Aufgabe nachkommen zu müssen. So kroch ich unter die einzeln stehenden Bäume, die geradezu als Blitzableiter prädestiniert waren, und brachte Kuh um Kuh zum Aufstehen. Als sie schließlich alle beisammen standen, legte sich das Wetter, so schnell wie es gekommen war.

Von einer möglichen Gefahr habe ich erst nach Kriegsende erfahren. Auf einer weiteren Nachbaralm, der Albachalm, baute man das kriegswichtige Magnesit ab. Dafür wurden russische Kriegsgefangene herangezogen und in Baracken untergebracht. Sie hungerten. Deshalb schlichen sich in der Nacht manche hinaus und legten Schlingen aus, in denen sich Wild verfang. Vielleicht wusste das Wachpersonal davon, dem die Aufrechterhaltung der Arbeitsleistung das Wichtigste war. Ich weiß nicht, was gewesen wäre, wenn ich beim nächtlichen Kühesuchen auf einen der Fallensteller getroffen wäre.

Mit den Spätsommertagen begann die schönste Zeit auf der Alm. Am Morgen konnte man etwas länger liegen bleiben. Die Kühe hatten ihre alpine Lust eingeschränkt und bevorzugten das Ebene, die Milchleistung ließ nach, es musste nur noch jeden zweiten Tag gekäst werden, Fliegen und Bremsen quälten Mensch und Tier kaum mehr und die Gewitter warteten auf den nächsten Sommer. Eindrucksvoll erschien aber die Nebeldecke, die über dem Tal lag. Sie teilte die Welt in zwei Teile. Was unterhalb der Nebeldecke kreuhte und fleuchte, war der Alm entrückt und hätte ebenso gut irgendwo auf der Welt sein können. Die Alm war ein Universum für sich. Auf der Nebeldecke bis zum Steinernen Meer zu wandern, schien keine Illusion, der Aufstieg auf das Birnhorn war für die Augen um die Hälfte verkürzt. Die absolute Stille, die Klarheit der Luft, die Erweiterung des Horizonts schuf eine neue Welt und ließ einen dem Himmel nahe kommen.

Stimmungen dieser Art, das selbstbestimmte Arbeiten und Handeln, die Abgeschiedenheit, das aufeinander Angewiesensein trugen entscheidend dazu bei, dass Almleute das ganze weitere Leben die Sehnsucht nach dem Leben auf der Alm nicht verlieren.

Der Arbeit in der Landwirtschaft verdanke ich eine große Selbstsicherheit. Ich war überzeugt, in meinem ganzen Leben nicht mehr hungern zu müssen, weil landwirtschaftliche Arbeit immer gefragt sein würde. Ich konnte melken, mähen und die meisten Arbeiten am Feld und im Stall. Hätte ich die Entwicklung in der Landwirtschaft gehäht, meine Selbstsicherheit wäre auf Null gestürzt. Die Mechanisierung und Ausstattung mit Maschinen hätte mich zum Zuschauer werden lassen. Mit Maschinen stehe ich nämlich auf Kriegsfuß. Ich brauche mich nur einer zu nähern und schon funktioniert sie nicht mehr. Das gilt nicht nur für Maschinen im Allgemeinen, sondern auch für alle technischen Geräte. Hätte ich als Zuständiger für Maschinen und Geräte mein Auskommen bestreiten müssen, ich wäre verhungert.